

Nr. 65. **Bromberg, den 3. Mai** **1925.**

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von **Erich Friesen.**

(5. Fortsetzung.)

Noch ein letzter drohender Blick zu den Fenstern hinauf, deren weiße Mullgardinen fest zusammengezogen sind — und er tritt den Rückweg an.

Hinter den Vorhängen aber spähen zwei Frauengesichter ihm nach.

„Siehst du, Mutter — da unten! Das ist der schreckliche Mensch, der mich verfolgte!" flüstert Gerhilde noch ganz außer Atem.

Frau Mirjam antwortet nicht. Mit weitaufgerissenen Augen starrt sie auf den sich mehr und mehr entfernenden Beduinen. Ihr Gesicht ist totenbleich. —

Langsam, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, schlendert der Beduine die Via dolorosa hinab. Der Name „Frau Mirjam Althoff" auf der kleinen Tafel hat ihn mächtig aufgeregt.

Eine Weile grübelt er vor sich hin. . . .

Hätte er nicht Frau Althoff sogleich aufsuchen sollen? Ihr Gesicht hätte er sehen mögen bei seinem unerwarteten Anblick!

Doch nein, lieber später einmal. Natürlich verschiebt er seinen Besuch nur. Denn auf keinen Fall wird er sich die günstige Gelegenheit entgehen lassen, das schöne, blonde Mädchen, das beim ersten Anblick sein Herz entflammte, wiederzusehen. . . .

So, in allerhand Gedanken und Erinnerungen versunken, biegt er in eine dunkle Seitengasse ein und befindet sich bald in der schmalen, aufwärtsstrebenden Davidsstraße, die hineinführt in die Jerusalemer hebräische Welt — in das Ghetto.

Hier, auf all den engen Gäßchen, zwischen Unmassen von Spelunken, Läden, Gewölben und Löchern, das nervös geschäftige Treiben einer zahlreichen jüdischen Bevölkerung.

Atembeklemmender Dunst von zusammengedrängten Menschen durchzittert die heiße Luft. Überall ohrenbetäubendes Geplapper und Gekreisch.

In dieser eigenartigen Atmosphäre taucht plötzlich der elegante Beduine auf.

Sofort verstummt für einige Sekunden das Geschnatter. Stechende Blicke neben langen Habichtsnasen blinzeln mißtrauisch nach dem Eindringling. Gebückte Geldwechsler, deren nervöse Finger soeben noch die charakteristische Bewegung des Geldzählens machten, heben die Köpfe über ihre Drahtgitter. In grellfarbige Lumpen gehüllte Mädchen gucken verwundert der in dieser Gegend seltenen Erscheinung nach.

Unbekümmert um das Aufsehen, das er im Ghetto erregt, geht der Beduine weiter.

Er muß die Lokalitäten hier kennen; denn, ohne zu fragen oder sich auch nur besonders umzuschauen, tritt er auf ein kleines lochartiges Gewölbe zu, in dem ein altes Weib mit abgelegten Kleidern Handel treibt.

„Guten Tag, Mutter Rebekka!" ruft er jovial auf Hebräisch hinein in die muffige Luft.

„Guten Tag, gnädigster Herr Abdallah!" kreischt es erfreut zurück. „Hab' schon lange nicht die Ehre gehabt!"

Und mit tiefen Bücklingen will sie den Beduinen hereinkomplimentieren.

Doch Abdallah winkt hoheitsvoll ab.

„Laßt nur! Laßt! . . . Wie geht es Eurem Isaak?"

„Schlecht! Immer schlecht!" erwidert die Alte im Wimmerton. „Hab' neuerdings einen Arzt genommen, einen sehr gescheiten Doktor, wie man mir sagt. Der kuriert jetzt an meinem armen Jungen herum. Aber ob's was helfen wird."

Und die Alte zuckt mit den Achseln und schneuzt sich geräuschvoll.

„Geht es mit seinem Gedächtnis noch immer nicht besser?" fragt der Beduine in anscheinend bedauerndem Ton.

„Nein, gnädiger Herr Abdallah! Er hat keine Gedanken mehr. Alles, was früher war, ist weggewischt aus seinem Kopf."

„Armer Junge!" tröstet Abdallah mit gemachter Teilnahme. Aber in seinen listigen Augen blitzt es triumphierend auf.

Noch ein paar flüchtige Fragen nach dem Gang ihrer Geschäfte, welche die Alte in wimmerndem Klageton beantwortet. Dann holt Abdallah einen Schein aus seinem Burnus hervor.

„Hier, Mutter Rebekka! Helft damit Euern Geschäften nach! . . . Laßt nur, laßt! Braucht mir nicht das Kleid zu küssen. Euer Junge war in meinem Bankhaus angestellt, als ihn das Unglück traf. Oder vielmehr — als das Verbrechen an ihm geschah. Da ist es selbstverständlich, daß ich hie und da etwas für ihn tue."

Mit gierigen Händen greift die Alte nach der Banknote. Ihr breiter Mund überstürzt sich in Dankesworten.

„Gut, gut!" wehrt Abdallah ab. „Laßt es mich nur wissen, wenn in dem Befinden Eures Sohnes eine Änderung eintritt! Zum Guten oder zum Schlechten — gleichviel!"

„Versteht sich, gnädiger Herr Abdallah! Versteht sich!"

„Und laßt den Quacksalber von Doktor nicht zu viel an Euerm Isaak herumpfuschen. Verstanden?"

„Er versprach aber, Isaakchen nächstens genau zu untersuchen. Er meint, es wäre nicht ausgeschlossen, daß —"

„Was wäre nicht ausgeschlossen?" fragt der Beduine, während seine Unterlippe sich vorschiebt, wie stets, wenn er ärgerlich ist.

Die Alte fährt erschrocken zurück. Die Augen des „gnädigen Herrn Abdallah" funkeln sie gar so fürchterlich an.

„Daß — daß —" stammelte sie — „daß Isaakchen sein Gedächtnis wiedererlangt."

„Wie —?"

Einige Sekunden steht der Beduine fast sprachlos da, als könne er das soeben Gehörte nicht fassen. Beängstigend schiebt sich seine dicke Unterlippe vor, und zwischen den buschigen schwarzen Brauen bildet sich eine Zornesfalte.

Doch nur kurze Zeit. Dann steckt er wieder die gewohnte Maske vor — die Maske kühler Ruhe und Gleichgültigkeit.

„Unsinn! Laßt Euch doch so was nicht vorschwindeln!" spottet er mit überlegener Miene. „Idiot bleibt Idiot!"

Nachdem er der verdutzten Alten noch einen herablassenden Gruß zugewinkt hat, verschwindet er draußen in dem lärmenden Gewühl.

„Was der gnädige Herr Abdallah nur hatte!" brummt die Alte ihm kopfschüttelnd nach. „Es sah doch fast so aus, als wäre er zornig, daß Isaakchen vielleicht wieder gesund werden soll! Merkwürdig!"

Und zum erstenmal schleicht sich in ihr Mutterherz ein Schimmer von Mißtrauen gegen den vornehmen Beduinen, der sich in so auffallender Weise ihres unglücklichen Sohnes annimmt.

VII.

Während der ersten Tage nach Heinz Hartungs Abreise ist Gerhilde fast untröstlich. Schweigsam, mit rotgeweinten Augen, schleicht sie im Hause umher — das lustige, übermütige Geschöpf ist wie umgewandelt. Als aber der erste Brief von ihm einläuft, hellt sich ihr trauriges Gesichtchen wieder auf. Welch guter Mensch er doch ist! Und wie stolz sie sein muß, seine Liebe zu besitzen!

Auch Frau Mirjam und Irmgard fehlt der Freund. Wie herzlich sie ihm zugetan sind, empfinden sie erst jetzt, da er fern von ihnen ist.

So schleichen die Tage den Frauen langsam dahin... und aus den Tagen werden Wochen.

Gerhilde lebt nur in der Hoffnung auf die Zukunft. Schon sieht sie sich als Gattin des berühmten Arztes, zu dem die Patienten von nah und fern herbeiströmen. Sie möbliert im Geist bereits ihre Wohnung — selbstverständlich mit allem möglichen Luxus; nur ist sie noch nicht klar darüber, ob sie ihr Heim nach europäischer oder orientalischer Weise ausstaffieren soll. Sie zählt die Monate, die Wochen, die Tage bis zur Heimkehr des Geliebten und hat sich ein kleines Buch angelegt, in dem sie jeden Tag, der glücklich vorbei ist, rot anstreicht. Dreihundert solcher roten Striche — und dann, dann — —!

Jeder der aus den verschiedensten Teilen der Welt einlaufenden Briefe bringt neuen Sonnenschein in das einsame Häuschen in der Via dolorosa. Heinzens Schreibweise ist frisch und fröhlich wie seine Natur, und im Geist machen die drei Frauen die ganze Reise mit.

Auch Frau Mirjam erhält von Zeit zu Zeit einen kleinen, unscheinbaren Brief.

„Vom Vater —" wie sie, gleichwie in früheren Tagen, auch jetzt ihren Töchtern gegenüber lakonisch äußert — „er läßt euch grüßen. Es geht ihm gut."

Kein Wort mehr, keines weniger. Aber während sie früher nach jedem Brief stiller und trauriger geworden war, so erscheint sie jetzt nach jedem derselben heiterer, gleichsam verjüngt.

Oft brennt Irmgard eine Frage auf den Lippen, aber sie drängt sie stets wieder zurück. Sie hat der Mutter ihr Wort gegeben, keine Fragen zu stellen. Und Irmgard ist nicht ein Mädchen, das ihr Wort bricht — zumal sie aus Frau Mirjams Gemütsheiterkeit schließt, daß alles nach ihren Wünschen geht.

Auch Gerhilden fällt es auf, trotz ihrer Versunkenheit in ihre Zukunftsschlösser, daß der Vater jetzt weit öfter schreibt als früher. Einmal bekam sie durch Zufall ein solches Kuvert zu Gesicht. Es trug eine türkische Marke.

„Ach, der Vater treibt sich nicht mehr draußen in der weiten Welt herum! Er ist in unserer Nähe!" rief sie erstaunt. „Na, da wird er uns wohl bald mal besuchen! Vielleicht hat er gehört, wie hübsch und jung Mütterchen noch aussieht, und daß sie eine kleine Kassette mit Sparpfennigen besitzt!"

Frau Mirjam antwortet nichts. Aber ihr Blick traf sich unwillkürlich mit dem ihrer älteren Tochter, und Irmgard las in demselben aufs neue die Bitte um tiefstes Schweigen.

Zum erstenmal seit Monaten vergeht eine längere Zeit, ohne daß einer jener kleinen mysteriösen Briefe eintrifft.

Lebhafte Unruhe bemächtigt sich Frau Mirjams — eine Unruhe, die im geheimen von ihrer älteren Tochter geteilt wird.

Irmgard ist eine außergewöhnlich selbstlose Natur — treu, uneigennützig bis zur Aufopferung. Die Sorgen der Mutter sind die ihren; das Glück der Schwester macht auch sie glücklich. Noch niemals hat sie daran gedacht, daß auch sie imstande wäre, einen Mann glücklich zu machen. Still wandelt sie im Schatten der schöneren Schwester, obgleich sie selbst mit ihrem hohen, schlanken Wuchs, dem prächtigen, dunkelblonden Haar und den ernsten, großen Augen das Bild edelster Weiblichkeit verkörpert.

Auch Heinz hat längere Zeit nicht geschrieben, so daß nicht nur Frau Mirjam, sondern auch Gerhilde mit ängstlicher Spannung jedem neuen Tag entgegensehen.

Endlich trifft ein Brief ein.

Gleichzeitig strecken Mutter und Tochter die Hand darnach aus.

Mit außergewöhnlicher Hast öffnet Frau Mirjam das Kuvert und liest.

Tiefe Röte steigt in ihre Wangen, bis hinauf zu dem krausen, schwarzen Gelock. Verwirrt fährt sie sich über Stirn und Augen, um dann nochmals die engbeschriebenen Seiten hastig zu überfliegen.

Als sie den forschenden Blick ihrer älteren Tochter gewahrt, steht sie rasch auf und tritt ans Fenster.

„Mutter, liebe Mutter! Doch keine unangenehme Nachricht vom — Vater?" flüstert Irmgard, die ihr still gefolgt ist.

Sichtlich verwirrt senkt Frau Mirjam die Lider. Dann bedeckt sie das Antlitz mit den Händen und murmelt gepreßt: „Dein Vater weilt nicht mehr — unter — den Lebenden mein Kind!"

„Wie, Mutter?" ruft Irmgard entsetzt. „Der Vater ist —"

„Euer Vater ist — tot!" erwidert Frau Mirjam mit seltsam harter Stimme, vom Fenster zurücktretend.

Mit einem leisen Aufschrei ist Gerhilde sofort an ihrer Seite.

„O, Mutter! Liebe, liebe Mutter!"

Und sie schlingt die Arme um die fast bewegungslos dastehende Frau und weint und weint, obgleich sie sich des Vaters kaum mehr erinnert — aus reinem Mitgefühl mit der Mutter.

Irmgard steht abseits bei diesem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch. Sie, die den Vater noch vor wenigen Wochen gesehen, die seine kräftige Hand in der ihren gehalten und den Vaterkuß auf ihrer Stirn gefühlt, die seitdem ganz im geheimen die Hoffnung gehegt, der Vater werde über kurz oder lang für immer zu ihnen zurückkehren und der Mutter eine Stütze sein — Irmgard trifft diese unerwartete Nachricht wie ein Donnerschlag, so daß sie momentan sogar außerstande ist, die Mutter zu trösten.

Doch merkwürdig — Frau Mirjam scheint dieses Trostes auch gar nicht zu bedürfen. Zwar sieht sie erregt aus, und ihre Augen glänzen gar eigentümlich, als kämpfe sie mit hervorbrechenden Tränen. Aber ihre Züge tragen durchaus nicht den Ausdruck eines großen Schmerzes.

Zärtlich, wenn auch mit auffallender Hast, erwidert sie die Liebkosungen ihrer jüngeren Tochter. Dann befreit sie sich sanft aus den sie umschlungen haltenden Armen, streicht sich noch einmal wie traumbefangen über die Stirn und verläßt rasch das Zimmer.

„Ach, Irmgard! Irmgard!" schluchzt Gerhilde, als die Tür sich hinter der Mutter geschlossen. „Wie schrecklich! Ich werde mir nie vergeben, daß ich so oft häßlich von dem Vater sprach. Vielleicht war er doch ein guter Mensch, da Mütterchen ihn so sehr geliebt hat. Und nun ist er tot und — und — —"

Der Rest verklingt in leisem Weinen.

Irmgard nickt schweigend. Das Herz ist ihr voll zum Zerspringen.

Wie ist es nur möglich, daß der Vater so plötzlich sterben konnte? Er sah doch, abgesehen von der furchtbaren Ermüdung, gesund und kräftig aus! Auch muß er nichts davon geschrieben haben, daß er sich leidend fühle; sonst würde die Mutter nicht jedesmal nach Empfang eines Briefes so freudig erregt gewesensein. Freilich — nach dem letzten Brief hatte sie geäußert, daß der Vater sich nicht ganz wohl fühle. Und Irmgard entsinnt sich jetzt, daß bei dieser Bemerkung die Wangen der Mutter von leichtem Rot überzogen wurden, während ihre Blicke am Boden hafteten — gerade wie heute bei Eintreffen der Todesnachricht.... Sollte vielleicht damals bereits etwas Schlimmes in dem Brief gestanden haben und die Mutter wollte zu ihren Töchtern nur noch nicht darüber sprechen? Denn — wäre die Schreckensnachricht ganz unerwartet gekommen, hätte die Mutter zusammenbrechen müssen vor Schmerz...

So grübelt und grübelt Irmgard, ohne die Lösung des Rätsels zu finden, welches das Leben ihrer Mutter umschwebt.

— — — — — — — — — —

Obgleich Frau Mirjam Althoff in größter Zurückgezogenheit lebt, weiß doch bald die ganze Nachbarschaft, daß der Gatte der stillen, bleichen Frau, den man nie gesehen, gestorben ist.

Frau Mirjam selbst trägt Sorge, daß die Nachricht in die weitesten Kreise dringt.

Für einige Zeit bildet das kleine Haus in der Via dolorosa mit seinen geheimnisvollen Bewohnerinnen den Gegenstand neugierigen Interesses. Wer nur je einmal mit den Damen etwas zu tun gehabt, hält es für seine Pflicht, vorzusprechen, um „seine innigste Teilnahme auszudrücken".

Auch die „Deutsche Kolonie" fängt wieder an, sich um Frau Mirjam Althoff und ihre mittlerweile herangewachsenen Töchter zu kümmern.

Tagelang steht der Klopfer drunten an der niedrigen Haustür kaum still.

Frau Mirjam selbst empfängt keinen der zahlreichen Besuche. Sie überläßt es ihren Töchtern, die sich stets gleichbleibenden Fragen und Teilnahmeäußerungen zu beantworten.

Und Gerhilde, die vollständig unbefangen dem traurigen Ereignis gegenübersteht, erzählt immer wieder aufs Neue, ihr Vater sei droben in seiner deutschen Heimat gestorben, wo ihn „Geschäfte jahrelang festgehalten", und sie alle drei seien „untröstlich über seinen plötzlichen Tod". Irmgard verhält sich bei diesen Besuchen gewöhnlich schweigsam. Ihr feines Empfinden sagt ihr, daß die Trauer der Mutter nicht so tief ist, wie man es hätte erwarten sollen. Manchmal erscheint es ihr fast, als sei durch den Tod des Vaters eine Last von dem Herzen der Mutter gefallen, als atme sie erleichtert auf — ja, als beginne ihre Wangen jetzt ein Schimmer von Jugendlichkeit zu überhauchen, der ihnen schon seit langem gefehlt hatte.

Einmal, als Irmgard unerwartet spät abends noch einmal das Wohnzimmer betritt, sieht sie die Mutter mit gefalteten Händen am offenen Fenster stehen und hinaufblicken nach dem sternenklaren Himmelsgewölbe, von dem in seiner ganzen Pracht der Orion herabgrüßt.

Und das emporgewandte Antlitz der Mutter zeigt einen Ausdruck, wie Irmgard ihn noch nie gesehen — einen fast überirdischen Ausdruck der Verklärung, während ihre Lippen sich in stillem Gebet bewegen.

Betet sie für den toten Vater?

Oder ist es etwas anderes, wofür sie die Gnade des Allmächtigen erfleht?

Still zieht Irmgard sich wieder in ihre Kammer zurück. Sie findet keine Erklärung für die seltsamen Widersprüche im Wesen der Mutter.

VIII.

In strahlender Pracht steigt hinter den grandiosen Felshöhen des Gebirges Juda die große erhabene Sonne des Orients empor, alles um sich her in leuchtenden Purpur tauchend.

Wie ein schwellender Teppich erschimmern tiefrot die üppig wuchernden Anemonen — die biblischen „Lilien auf dem Felde" — zwischen dem verwetterten Steingeröll.

Die ganze Natur überhaucht von wundersamer Morgenfrische, die sogar hineindringt, in die winkeligen Gäßchen Jerusalems, in die dunklen Mauernischen, in die niedrigen Steinhäuschen.

Auch auf Frau Mirjam Althoff scheint dieser Morgenzauber verjüngend zu wirken, obgleich die Sonne ihre Strahlen kaum hineinzusenden vermag in das kleine Haus der Via dolorosa. Die großen schwarzen Augen leuchten in ungewohntem Glanze, als Frau Mirjam gleich nach dem Frühstück ihren Töchtern die Mitteilung macht, sie müsse für einen Tag verreisen.

Auf Gerhildes verwunderte Frage, weshalb — erwidert sie kurz, wenn auch ersichtlich befangen:

„In Geschäften."

Während Gerhilde sich sofort mit dieser Antwort zufrieden gibt, grübelt Irmgard weiter darüber nach. Sie weiß, daß die Mutter niemals verreist — am wenigsten „in Geschäften". Was also kann es sein, das sie seit vielen Jahren zum ersten Male von Hause forttreibt?

Irmgard grübelt und grübelt . . . .

Und plötzlich fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. Natürlich, nur das kann es sein — nichts anderes!

Als die Mutter bald darauf — in tiefe Trauer zwar aber doch geschmackvoll und peinlich sorgfältig gekleidet — von ihren Töchtern Abschied nimmt, da küßt Irmgard die Mutter mit ungewohnter Zärtlichkeit und flüstert in ihr Ohr:

„Mütterchen! Darf ich mitkommen?"

Frau Mirjam blickt ihre Tochter erstaunt an.

„Wie kommst du darauf?"

„Ich glaube zu wissen, wohin du gehst, Mutter!"

„Du glaubst zu wissen, wohin — "

„Ja. Zu Vaters Grab. Bitte, nimm mich mit, Mütterchen!"

Einige Sekunden ruhen Frau Mirjams Augen mit ganz eigenem Ausdruck auf ihrer älteren Tochter. Etwas wie ein Lächeln huscht um ihre Lippen. Dann wird sie wieder ernst, und das Blut schießt ihr zu Kopf, wie schon oft in letzter Zeit, wenn ihre Töchter von dem Tode des Vaters sprachen.

Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit preßt sie Irmgard an sich.

„O, mein geliebtes Kind, fast schäme ich mich vor dir! Ich kann dich nicht mit mir nehmen. Aber ich darf dir auch nicht sagen, wohin ich gehe. Wenigstens jetzt noch nicht. In einiger Zeit — wenn alles gut abläuft — dann — — hoffentlich —"

Und ehe Irmgard in ihrer Verblüffung etwas erwidern kann, hat Frau Mirjam bereits das Haus verlassen.

Zum ersten Male sind die Schwestern den ganzen Tag über allein zu Hause. Sie vertreiben sich die Zeit so gut es geht mit Arbeiten, Lesen, Plaudern; aber der Zeiger der kleinen Uhr auf der Kommode will gar nicht vorwärts rücken. Das sanfte Gesicht der Mutter fehlt ihnen bei allem, was sie tun.

Besonders Gerhilde, die es ohnehin nie lange bei einer Beschäftigung aushält, gibt gar bald das Arbeiten auf und setzt sich ans geöffnete Fenster, die Hände lässig im Schoß gefaltet.

Träumerisch blickt sie hinaus, hin über die jetzt wieder dicht bevölkerte Via dolorosa. Ihre Gedanken wandern zu dem Geliebten, der jetzt wohl schon auf dem Atlantischen Ozean schwimmt und sich tagtäglich weiter entfernt von seiner trauernden Braut daheim.

Plötzlich springt sie mit einem leisen Schreckensruf auf und schließt rasch das Fenster.

Verwundert hebt Irmgard den Kopf von ihrer Arbeit.

„Was ist denn los, Hilde? Du tust doch, als sähest du ein Gespenst!"

„Es ist auch ein Gespenst", erwidert Gerhilde hastig. nach der Straße deutend. „Sieh nur — dort hinten!"

Irmgard steht auf und tritt zu der Schwester ans Fenster.

„Das gewohnte Treiben. Ich sehe nichts Besonderes."

„Der Beduine dort!"

„Nun ja! Was geht der dich an?"

„Es ist der freche Mensch, der mir neulich nachstieg. Rasch die Vorhänge zu! . . . So! . . . Siehst du, da guckt er schon herauf mit seinem Judasgesicht! Daß er uns nur nicht bemerkt!"

„Komm lieber zurück vom Fenster, Hilde!" raunt Irmgard der Schwester zu. „Der Mensch hat etwas Unheimliches!"

„Mehr als das. Etwas Brutales! Etwas Gemeines! Du hättest nur seine Augen neulich sehen sollen, wie sie mich anglühten — hu!"

Gerhilde schüttelt sich und nähert sich wieder vorsichtig dem Fenster, um hinabzuspähen, ob der „gräßliche Mensch" vorbei ist.

„Da unten steht er!" stößt sie empört heraus. „Er guckt sich die Haustür an. Er wird doch nicht die Frechheit haben —"

„Pst!" machte Irmgard. „Er klopft schon!"

„Daß du nicht aufmachst!" ruft Gerhilde erregt.

„Gewiß nicht. Die Mutter ist ja nicht zu Hause!"

„Auch nicht, wenn die Mutter zu Hause wäre! Ich will den Menschen nicht mehr sehen!"

Und Gerhildes kleine Füße trampeln den Boden, wie stets, wenn sie besonders aufgeregt ist.

Jetzt unten abermaliges Anschlagen des dicken eisernen Klopfers — lauter, ungeduldiger . . . .

„Klopf dir nur die Finger wund!" spottet Gerhilde mit einer höhnischen Verbeugung nach der Tür hin. „Du kannst lange warten!"

Beide Schwestern horchen.

Endlich unten das Stampfen von Schritten, die sich nur widerstrebend zu entfernen scheinen.

Dann alles still.

„Gott sei Dank!" seufzt Gerhilde mit komischem Entsetzen auf. Und beide begeben sich wieder an ihre Arbeit, nachdem sie darin überein gekommen sind, der Mutter nichts von dem unwillkommenen Besuch zu sagen, um sie nicht aufzuregen.

(Fortsetzung folgt.)

Pitt Verhaag.

Skizze von Fred Dieck.

Pitt Verhaag lag da und schlief. Ganz fest und tief. —

Aber er machte dabei ein so glückliches Gesicht, daß man sich mit freuen mußte. Er lächelte ein klein wenig verschmitzt, wie ein Kind, das im Schlaf einem wohlgelungenen Streich am Tage nachträumt. —

Pitt Verhaag war tot. —

Sein Schlaf war unendlich und ewig, wie auch das kleine kindhafte Lächeln, das er zum lieben Gott hinauftrug. — Und warum trug Pitt Verhaag gerade in seiner letzten Stunde ein so glückliches, kindhaftes, ein wenig verschmitztes Lächeln? Das war ein ganz alltäglicher Grund, das war sogar nicht ganz recht von ihm, aber er hatte doch seiner Frau endlich einmal ein kleines Schnippchen geschlagen und einmal nicht getan, was sie wollte. Und dann hatte er doch gesehen, daß sie ihn auf ihre Art lieb hatte . . . und es war ihm nur halb gelungen. —

Pitt Verhaag wohnte in einem kleinen Kätnerhäuschen am tiefsten Niederrhein, so zwischen Xanten und Cleve, dicht am Rhein. Er war das, was sein Vater, Großvater und Urgroßvater gewesen war. Im Winter fertigte er Körbe und

Besen an, im Frühjahr und Sommer fischte, baute und ackerte er. Mit dem Häuschen seiner Eltern heiratete er seine Frau und bekam noch etliche hundert Mark dazu. So gelang es ihm, sieben Kinder — drei waren in früher Kindheit gestorben — recht und schlecht hochzuziehen und sie alle ein manierliches Handwerk lernen zu lassen. — Aber was war das nun für ein Leben? Wie nett war seine Frau immer vor der Hochzeit zu ihm gewesen, wie anders wurde es danach. Und er war sicher kein schlechterer Kerl als die anderen auch, denn wenn er auch einmal gern einen Genever oder Klaren trank, so taten das doch alle im Lande. Erst hatte er sich gewehrt und tüchtig aufbegehrt, wenn sie ihm Vorhaltungen ob dieser oder jener Art machte, war von Hause weggelaufen und auf den Feldern und Deichen umhergeschlendert, um nachher in der Wirtschaft seinen Ärger mit einem Schnaps hinunterzuspülen, aber allmählich war er stiller geworden, um schließlich gar nichts mehr zu sagen. Seine Frau führte unumschränkt die Herrschaft und erlaubte ihm bald nichts mehr, kaum, daß er Sonntagsmorgens nach dem Kirchgang einen Gang nach der Wirtschaft mit den anderen Männern tun durfte. Schließlich kam er sich vor wie ein alter Karrengaul, für den nur noch die Peitsche und harte Worte gut sind.

Es blieb nicht aus, daß eine völlige Fremdheit zwischen den Eheleuten eintrat, deren Sichtbarkeit eigentlich nur durch das gemeinsame Dach und durch die Kinder vermieden wurde. Oft war Pitt wohl, wenn er allein zu einer stillen Zeit auf dem Deich stand und den Wellen des Rheins nachschaute, recht bedrückt und traurig, und seine Sehnsucht glitt mit den Wellen, um in weite Fernen zu wandern. Aber ohne daß es ihm bewußt war, gewöhnte er sich doch an seine harte und herrschsüchtige Frau, und hätte sich sein Leben schließlich nicht anders denken können. Nur ein Gedanke war oft in ihm wach und kam nie recht zur Ruhe: Wenn er sich doch einmal ein ganz, ganz klein wenig rächen und ihr beweisen könnte, daß doch nicht immer alles nach ihrem Willen ging. Gewiß, das war eine Sünde, und er bat Gott gleich immer um Verzeihung, aber er konnte doch nicht umhin, sich oft, wenn er auf der Bank vor dem Hause saß und Besen band oder langsam mit ausgespanntem Netz den Rhein hinauffuhr, irgendeine Sache auszumalen, recht weit und lang, und dabei vergnügt und glücklich, tief innerlich, wie ein Kind zu lächeln und sich zu freuen. Aber es kam nie dazu. — Allmählich wurden sie älter und älter und mußten ans Sterben denken. Und da wollte keiner von ihnen zuletzt sterben, denn wie fürchterlich würde es sein, allein im Hause zu sitzen, ganz allein, da die Kinder doch alle fort waren. So sehr hatte sich Pitt an seine Frau gewöhnt, daß es ihm unfaßbar schien, eines Tages allein zu sein. Als ihm seine Frau klar machte, daß sie gar nicht daran denke, zuletzt zu sterben, sondern daß sie zuerst sterben werde, . . . war es da eine Sünde, wenn Pitt den lieben Gott bat, dieses mal doch seiner Frau nicht den Willen zu tun? Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn er zuerst ans Sterben käme und seiner Frau diesen kleinen Streich spielen könnte. —

Sie waren wie die Kinder. —

Der Tod kam, als es wirklich Zeit war und Pitt gern und leicht aus dem Leben, das er lang genug gelebt hatte, ging. —

Da lag er recht schwach im Bett und wußte vom nahen Ende. So schön war es, zu liegen und über sein ganzes Leben noch einmal nachdenken zu können. Die Sonne schien auf sein Bett und gab seinen Träumen einen goldenen Schein. — Und das Wunder oder eigentlich Selbstverständliche geschah, Pitt fühlte von Tag zu Tag mehr, daß er seine Frau doch lieb hatte und nicht ohne sie hätte sein mögen. Mit Staunen und tiefem Glück, mit heißem Mitleid sah er das verweinte Gesicht seiner alten Lebensgefährtin und fühlte ihre Liebe zu ihm, die sich doch immer so hart geäußert hatte. So fiel es ihm doch schwer, sie allein zu lassen. Und eine Freude über seinen vermutlichen Streich konnte nicht in ihm aufkommen. Sie saß meist an seinem Bett und hielt seine Hand. Ab und zu erzählten sie sich dann leise, oft stockend und holperig von ihren Jugendstreichen und ihrer Verlobungszeit. Alle Bitternis war vergessen und keiner war dem andern mehr böse. Aber sie konnte doch nicht glauben, daß er wirklich von ihr gehen würde. Und heftig, ganz wie früher, begehrte sie auf, als er davon sprach und sie bat, die Kinder zu rufen. Darüber nun mußte er lächeln, ganz leise und fein, aber nicht mehr mit dem Gedanken der Rache, sondern einer glücklichen Befriedigung und eines warmen Gefühls, . . . denn dieses mal wußte er es wirklich besser. —

Damit schlief er ein. Ganz still und sacht. Mit einem wunderschönen Gesicht, einem so feinen, kindhaften Lächeln, so ein klein wenig verschmitzt. — Gewiß, der Streich war ihm gelungen, . . . aber unbewußt wider Willen in Glück und Liebe, ohne Sünde vor Gott.



Bunte Chronik



* **Eine Stadt, die alljährlich ihren Geburtstag feiert.** Stadtjubiläen sind ja nichts Seltenes. Daß aber eine Stadt jahrein jahraus ihren Geburtstag ganz nach Art der Menschen feierte, dürfte bei uns doch nicht üblich sein. Rom aber begeht schon seit Jahrhunderten Jahr für Jahr seinen Geburtstag, und zwar am 21. April. Stets finden an diesem Tage besondere Feierlichkeiten statt. In diesem Jahre wurde der Tag anläßlich des „Heiligen Jahres“ mit besonderer Feierlichkeit begangen. In Anwesenheit der römischen Behörden wurde eine neue Promenade, die „Passegiata Archeologica“ neu eröffnet, deren Eigenart darin besteht, daß sie möglichst naturgetreu eine Straße des antiken Roms wiedergeben soll. Auch sonst sind in Rom Wiederherstellungen mehrerer berühmter antiker Sehenswürdigkeiten geplant; die Wiederherstellung hat sich jedoch so sehr verzögert, daß eine Eröffnung dieser Sehenswürdigkeiten (zum Beispiel des Forums des Augustus, der Kapitolinischen Museen) zum 21. April nicht in Frage kam.

*

* **„Schnelle“ Justiz im alten Rußland.** Eine Dame der Petersburger Gesellschaft konnte ihr neugeborenes Söhnchen nicht nähren und vertraute es daher einer Amme an. Aber die Amme war Magd bei einem Herrn, der es entschieden ablehnte, daß die von ihm abhängige Bäuerin sich mit der Stillung eines Fremdlings befaßte, und die Rückgabe des Säuglings befahl. Daraus entwickelte sich ein Prozeß . . . Eines Tages sollte der Zar Nikolaus II. auf einem Exerzierplatze ein Regiment besichtigen. Der Oberst hatte kaum das Kommando übernommen, als ein Gerichtsdiener ihn zu sprechen wünschte und ihm ein Päckchen überreichte, das er mit Beklommenheit öffnete. Es enthielt die Abschrift eines eben erst ergangenen Gerichtsurteils, durch das dem Herrn soundso befohlen wurde, zu gestatten, daß seine Magd fortführe, den Säugling soundso zu stillen. Dieser Säugling war aber gerade der Oberst, der eben im Begriff stand, dem Zaren sein Regiment vorzuführen.

*

* **Heitere „Kantiana“.** Alexander Moszkowski erzählt folgende Anekdoten: Als eine Herausgabe der Briefe Kants geplant wurde, erfuhr die Berliner Verlagsanstalt, daß sich in Königsberg noch eine Menge unbekannter Kant-Briefe aufhalten sollten, im Gewahrsam eines dortigen Finanzmannes, der sie ängstlich hütete. Hieraus entwickelte sich ein Ferngespräch Berlin—Königsberg: „Herr Kommerzienrat, besitzen Sie Kant-Briefe?“ — „Nein, bloß Pfandbriefe!“ — Ein Königsberger Semester ging zu Ende, als Kant sich entschloß, noch einige kosmogonische Betrachtungen vom Katheder zu verkünden: Elemente seiner Urnebel-Theorie, die vierzig Jahre später durch Laplace vervollständigt werden sollte. Der Dekan der Fakultät fragte, wieviel Vorlesungen er wohl ungefähr hierfür in Aussicht nähme. „Es handelt sich diesmal nur um wenige,“ meinte Kant. „Ich werde am Montag mit der Weltschöpfung beginnen und hoffe bis Ende der Woche fertig zu werden!“ — Eine Reihe bester Universitätserzählungen, die sich in Schrift und Wort popularisiert haben, sind mit aller Wahrscheinlichkeit auf Kant und seine Umgebung zurückzuführen. So die an den Kandidaten rer. nat. gerichtete Frage: „Wie entstehen die Nordlichter?“ „Ach, Herr Professor, das habe ich gewußt, ich hab's aber momentan vergessen.“ „Das ist besonders bedauerlich, Herr Kandidat, nämlich deshalb, weil Sie der einzige Mensch auf der Welt sind, der das gewußt hat!“

Lustige Rundschau



* **Alles hat seine Grenzen.** „Nun, sagen Sie mal ehrlich, was denken Sie von meiner Malerei?“ — „Wenn Sie wirklich meine ehrliche Meinung hören wollen . . .“ — „Besten Dank. In dem Falle verzichte ich.“

*

* **Was gibt's Neues in Rom?** „Was Sie sagen, Frau Müller, Sie waren in Rom; was haben Sie eigentlich dort fürs Hammelfleisch bezahlt?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.